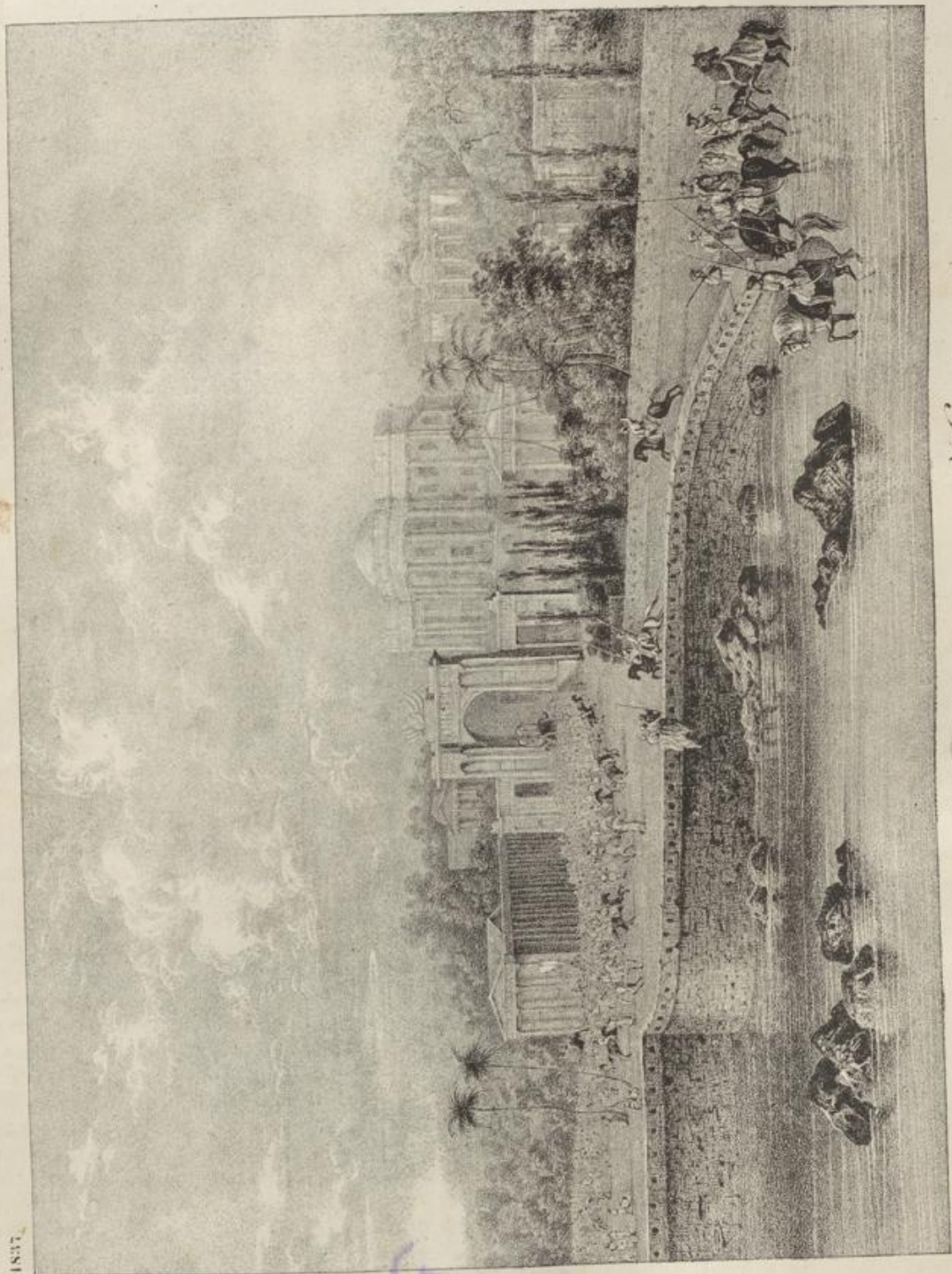


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

45 (29.10.1837)



Britische Residenz in Hyderabad.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 45.

Behnter Jahrgang.

1837.

Die britische Residenz zu Hyderabad.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLV.

Die Stadt Hyderabad, in Ostindien, gibt einer großen Provinz des Decan zwischen dem 16ten und 19ten Grad nördlicher Breite den Namen. Sie liegt am südlichen Ufer des Moosy, eines Nebenflusses des Krishnah in einer öden Gegend, hat über eine Meile im Umfang und ist mit einer Mauer umgeben. Unter den 120,000 Einwohnern gibt es eine Menge reicher mahomedanischer Kaufleute, wie sie nirgend anders in Mittelindien zu finden sind. Einen Hauptgewerbezweig der Stadt macht das Schleifen der Diamanten aus, welche in den berühmten Gruben von Golconda, westwärts von Hyderabad gefunden werden.

Hyderabad wurde in früherer Zeit von mahomedanischen Eroberern unterjocht, und bildete nachmals einen Theil des großen bramanschen Reiches des Decan. Obgleich es dem kriegerischen Aurungzeb gelang, alle mahomedanischen Fürsten, welche sich in Hyndostan festgesetzt hatten, zu besiegen, so blieb doch Hyderabad nicht lange ein abhängiger Staat. Die zur Regierung der Provinz angestellten Soubadabs oder Satrapen machten sich bald unabhängig, und bei der Zerstörung des mongolischen Reiches wurde der Nizam (ein von dem regierenden Fürsten angenommener Titel) eine besondere Person in Decan, und war, mit Beistand des britischen Gouvernements, im Stande, seinen Besitz zu behaupten, ungeachtet die Mahraten alles anwendeten, um ihn demselben zu entreißen. Obgleich es fast gewiß ist, daß der Nizam heimlich die Unternehmungen der eingeborenen Fürsten begünstigte, welche unter Anführung des Peishwa den

Krieg erklärten, und die Engländer aus ihren Besitzungen im Oriente zu vertreiben suchten, so kam es doch zu keinem öffentlichen Bruche, und die beiden Mächte haben immer den äußern Schein von Freundschaft bewahrt. Der Hof von Hyderabad ist sehr glänzend, und das alte Ceremoniell wird daselbst vollständiger beobachtet, als es bei der gegenwärtigen gedrückten Lage der einzelnen Fürsten sonst geschieht. Die Bewohner besitzen beträchtliche Reichthümer, und das Bedürfniß nach ausländischen Gegenständen des Luxus vermehrt sich mit jedem Jahre.

Das herrliche Gebäude, welches auf dem beiliegenden Blatte abgebildet ist, wurde zur Aufnahme des britischen Residenten, durch den Nizam von Hyderabad aufgeführt, der ein mahomedanischer Fürst und Herrscher über ein beträchtliches Gebiet ist. Die Entwerfung des Plans und die Leitung der Ausführung wurden einem jungen Offiziere der Madrasingenieurs anvertraut, aus welchem Corps gewöhnlich die Baumeister der europäischen Niederlassung genommen werden. Die Fagade auf unserer Abbildung ist die gegen Süden oder die gegen die Stadt gewendete Rückseite, von der sie durch den Fluß Moosy getrennt ist. Die nördliche Fronte ist in entsprechendem, elegantem Style aufgeführt und hat einen Porticus mit sechs corinthischen Säulen. Das Haus zur Rechten, dicht am Ufer des Flusses, wird von den Befehlshabern der Ehrenwache des Residenten bewohnt. Das Ganze, mit der schönen Umgebung von Bäumen und Wasser, gewährt einen herrlichen Anblick und steht an Würde dem Gouvernementshause in Calcutta kaum nach. Der Künstler des Originals hat von den öftern Staatsbesuchen zwischen dem Nizam und dem Residenten Gelegenheit genommen, eine dieser materiellen Cavalcaden darzustellen, welche zu den

glänzendsten Aufzügen im Orient gehören. Der bedeckte Ambarry, gewöhnlich von Silber oder Gold, mit Goldstoff bedeckt, auf dem Rücken des vordern Elephanten, hat eine königliche Bedeutung, da niemand anders als unabhängige Fürsten sich eines solchen bedienen dürfen. Der zweite Elefant trägt den gewöhnlichen Howdah, der oft von massivem Silber, oder von mit Silberplatten belegtem Holze gemacht ist, dessen sich die Edlen des Landes und die Leute von Rang bedienen. Vorn ist ein Sitz für zwei Personen, und ein Sitz für einen Diener, welcher gewöhnlich einen Schirm trägt; aber in königlicher Gegenwart ist es keinem von geringem Rang erlaubt, sein Haupt gegen die brennende Sonne zu schützen. Der britische Resident hat, als Repräsentant seines Königs, das Recht eines Sitzes im Ambarry, und es ist die Etiquette bei feierlichen Gelegenheiten, daß der Fürst den, welchen er zu ehren gedenkt, einladet den Sitz mit ihm zu theilen, wodurch er seine Achtung für die Regierung zu bezeugen wünscht, mit der er in freundschaftlicher Verbindung steht.

Die Indianer Kanada's.

(Fortsetzung von Seite 206.)

Die Heirathsfeierlichkeiten oder Gebräuche gleichen in vieler Hinsicht denen der Juden. Sie kaufen ihre Weiber, indem sie den Eltern Geschenke machen, so wie der Diener Abrahams Rebekka für den Sohn seines Herrn erkaufte. Ein junger Krieger richtete folgende kurze Rede an den Vater seiner Geliebten: „Vater, ich liebe deine Tochter, willst du sie mir geben, dann lasse die Wurzeln ihres Herzens sich um das meinige schlingen.“ Erfolgt die Einwilligung oder Zustimmung des Vaters, dann bringt er seine Geschenke und legt sie an die Thüre des väterlichen Wigwams, werden sie angenommen, dann besucht er seine Geliebte. Auf diese Weise verfließen zwei bis drei Monate, ehe die Hochzeit gefeiert wird. Nach dem Schmause und dem Tanze, wenn die Braut ihrem Gatten einen Kuchen darbietet, beendet der Hohenpriester die Feierlichkeit damit, daß er eine Aehre von indischem Korne durchbricht und den jungen Vermählten überreicht; dann wird die Braut in eine Büffelhaut gelegt und von den Brautjungfern in die Hütte ihres Gatten getragen.

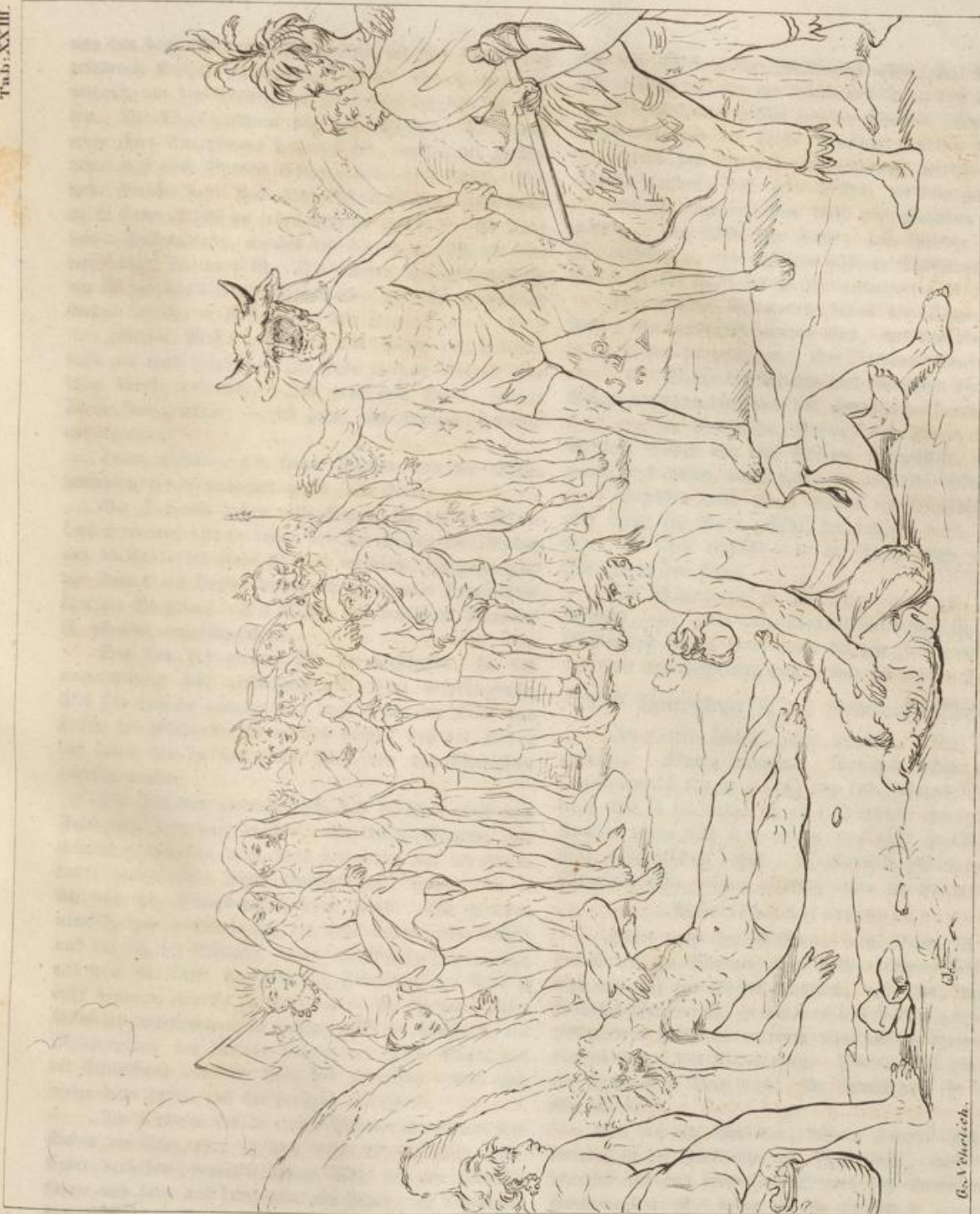
Mielweiberei war einheimisch bei Juden und Indianern, aber bei den letzteren nicht allgemein. Die Indianerinnen sind von Natur artig, bescheiden und stille, — sie lieben ihre Kinder außerordentlich und sind unterwürfige Dienerinnen, aber auch liebende Gattinnen ihrer Männer; dieses beweisen sie dadurch, daß

sie sich nach dem Tode des Gatten selbst opfern. Unter den wenigen giftigen Pflanzen Kanadas zählt man einen Strauch, der unschädliche Früchte hervorbringt, aber ein tödtliches Gift in seinen Wurzeln enthält, diesen Saft trinken die Frauen, die ihre Männer nicht überleben wollen. Ihr Körperbau ist zart und wohlgestaltet, und die Farbe ihrer Haut nicht so dunkel, um das Erröthen unmerkbar zu machen. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, diese zarten Gestalten, besaden mit Geräthe und andern Gegenständen, mit einem Kinde sogar auf der Spitze des Bündels, hinter den kräftigen, hohen Staturen ihrer Männer hertragen zu sehen. Für alle diese Mühseligkeiten werden sie jedoch im Alter entschädigt, denn dann ist ihr Rath und ihre Gewalt überwiegend.

Die Begräbniß-Gebräuche der Indianer haben auch Aehnlichkeit mit denen der Juden; die Indianer schenken den Ueberresten ihrer Freunde alle mögliche Aufmerksamkeit und geben ihnen die deutlichsten Beweise ihrer Anhänglichkeit. Sie legen ihnen ihre Waffen, ihre Hunde und ihr bewegliches Eigenthum mit in's Grab, in der Meinung sie würden dieses Alles in der andern Welt gebrauchen. Drei Monate lang besuchen sie regelmäßig ihre Gräber und die Frauen weinen oder trauern auf denselben; so sieht man oft ein Weib bittere Thränen auf dem Grabe ihres Säuglings vergießen und die Erde mit der Muttermilch benetzen. Die Gräber werden mit Zweigen und Biumengewinden verziert, die nach dem Ende der Trauerzeit weggenommen werden.

Die letzte Feierlichkeit, die sie den Todten zu Ehren begehen, ist, wie sie es nennen, das Fest der Seelen. Alle drei oder vier Jahre, graben sie die Leichen derjenigen wieder auf, die in diesem Zwischenraume gestorben sind, und da sie die fleischigen Theile meistens in Fäulniß übergegangen oder gänzlich verschwunden finden, so säubern sie sorgfältig die Gebeine und jede Familie wickelt die Ueberreste ihrer Freunde in neue Felle ein, dann werden sie alle in ein allgemeines Grab gelegt, welches einen Hügel, oft von nicht unbedeutender Größe, bildet. Man findet in Ober-Kanada viele dieser Grabhügel. Diese letzte, große Feierlichkeit wird mit einem Feste, mit Tänzen, Gesängen, Reden, Spielen und Schringeschten beschlossen.

Die Wuth, die vertilgende Wuth, womit die Indianer ihre Kriege führen, findet auch ihres Gleichen in der jüdischen Geschichte, aber mit diesem Unterschied: bei den Juden war es eine Handlung des Gehorsams um sündhafte und abgöttische Völker zu bestrafen, bei den Indianern ist es eine Handlung der Rache. Dort war es Pflicht, hier ist es eine Ehrensache. Wenn das Schicksal zweier Gefangenen entschieden werden soll, so wird der



Die Indianer Kanakas.

G. v. Schlegel.

eine von dem Stamme angenommen, um den Verlust des gefallenen Kriegers zu ersetzen, und der Andere wird verurtheilt, um den Manen des Getödteten geopfert zu werden. Die Wahl geschieht von der Familie, die irgend einen ihrer Angehörigen verloren hat, und weder persönlicher Haß noch Bosheit kommen dabei in's Spiel. Der rothe Stoicker geht nach dem Scheiterhaufen, „gleichgültig in seiner Wahl zu leben oder zu sterben.“ Er singt seinen Todtengesang, welches ein klagendes, sich oft wiederholendes, Rezitativ ist. Die Worte sind oft verschieden in den verschiedenen Stämmen, aber der Inhalt ist überall derselbe; er ist ungefähr wie folgt:

„Großer Geist! — Herr und Geber des Lebens! blicke auf mich herab! — Ich habe meinen Körper dem bösen Geiste widersezt. Ich gehe in's Feuer, meine Andern sind geöffnet — ich gehe, um meinen Himmel umzutauschen!“

Dann rühmt er sich seiner Thaten und der Grausamkeiten, die er ausgeübt gegen seine Feinde.

Die Indianer haben viele Sagen, die auf die Sündfluth hindeuten und in denen von der Arche, dem Raben und der Taube die Rede ist, und wahrlich, der gegenwärtige Anblick des Landes liefert ein sprechendes Commentar über die Sündfluth. Der Boden des britischen Amerikas ist offenbar angeschwemmt.

Das Bett des großen St. Lorenz-Flusses, hat sich augenscheinlich sehr verkleinert und seine ursprünglichen Ufer sind beinahe unkenntlich, auch spricht die Kraft und Frische des Pflanzenreichs deutlich dafür, daß der Boden viel später als in der alten Welt von den Gewässern entblößt wurde.

Die Indianer glauben auch, daß die Welt einst vom Feuer wird vernichtet werden, und dieser Glaube, wie thöricht er auch sein mag, muß bei einem mit der Sternkunde unbekanntem Volke Entschuldigung finden, da er sich auf ihre Naturbeobachtungen stützt. Sie glauben nämlich, daß die Sonne sich der Erde immer mehr nähert und daß sich die Wirkung davon alle fünfzig Jahre zeige, also wird im Laufe der Zeit die Feuerkugel der Erde so nahe kommen, um sie zu verbrennen; sie scheinen diesen Grundsatz angenommen zu haben, weil sie alljährlich das Mildewerden des Klimas bemerken. Ihre Sagen von der Erschaffung und dem Falle des Menschen haben auch einige Aehnlichkeit mit der heiligen Schrift:

„Im Anfange kamen einige Männer hervor aus dem Boden der Erde, aber es war kein Weib unter ihnen. Einer derselben entdeckte einen Weg der gen Himmel führte und fand auf demselben ein Weib; sie beleidigten den großen Geist und wurden beide aus dem Himmel verstoßen. Sie fielen auf die Schale einer Schildkröte

und das Weib gebar Zwillinge-Knaben, im Laufe der Zeit erschlug der eine von diesen Zwillingen den Andern.“

Die Indianer wissen daß die Speisen, Waffen und Kleider, die mit der Leiche begraben worden, nicht von dem Geiste des Verstorbenen gebraucht werden können, aber sie glauben, daß jede Sache, die dem gestorbenen Eigenthümer angehört, ihren Geist oder Schatten habe, es möge nun sein Weib, sein Hund, sein Gewehr oder sein Tomahawk sein, und daß jene geistigen Substanzen seinem Willen in der Welt der Geister unterworfen bleiben.

Die meisten Religionen haben die Allegorie eines Flusses der durchschiffen werden muß, um aus dieser Welt in die andere zu gelangen. Die Indianer glauben dieses auch, die Seelen der Braven und Gerechten können den Strom durchschneiden und das himmlische Jenseits erreichen, aber die Seelen der Lügner, der Feigen und der Betrüger werden von dem Strome fortgerissen, und niemand weiß wohin, daher haben sie auch keine Hölle. Nach ihren Begriffen wird jedem Kinde ein schützender Geist oder Engel zur Seite gestellt, der dasselbe durch Träume leitet, und ihm einflößt wie es Gutes thun und das Böse vermeiden kann.

Das Vater-Unser in der Nadowassie oder Sioux-Sprache, mit einer wörtlichen Uebersetzung, ist, wie ich glaube, das einzige Vorhandene bei den Indianern, da jenes Volk den christlichen Grundsätzen am meisten Feind ist.

Das Vater-Unser in der Nadowassie-Sprache.

„Attai-wei-âmâ, uken jengash. Nei Schaffie wawndiâ. Mukka mawin. Maukpiâ ukân eshenie. Dnschienaundâ tau go ri-tau ong kub. Taugo sîjâh esch kung-kub, â liki tuschâ oh uh kisch eshenie ontâke tuschab. Inohân taugo sîjâh â wautschin ong anâh jahbikie taugo sîjâh etâng ortschun dakub. Maukotschih awahs natawah. Maukpiâ ukân nukung nitawah tohân jie-jie-genih.“

Wörtliche Uebersetzung.

„Vater unser der ist Oben, dein Name sei geehrt auf Erden, im Himmel oben auch; erbarme dich unser, und was wir zur Speise bedürfen, gib uns, was wir Uebels gethan vergiß, so wir was uns Uebels gethan vergessen, was Böse ist entferne von unsern Herzen, und verhindere daß wir Böses thun. Die Erde ist ganz dein, der Himmel ist Dein auch, für immer und für immer. So sei es.“

Von den drei Sprachen, die in Kanada gesprochen werden, ist die Irokesische die schwierigste, weil sie sehr klumig und aus vereinigten Worten und Ausdrücken zusammengesetzt ist, daher ist sie vorzüglich geeignet zu öffentlichen Reden, aber ihre Worte sind oft von einer außerordentlichen Länge, wie z. B. die Sonne heißt

Lhadeschah; die Nacht Aesonteläh, und der Mond: Aesonteläh-ewäh-Lhadeschah, das heißt „Nacht-wandelnde-Sonne.“ Gott wird bezeichnet durch: Jah wah-dehuh „Meister von Allem.“ In der Sprache der Chipeway heißt die Sonne: Gisis; der Mond: Debikgisis, „Nachtsonne.“ Gott Kietschie-men-ei-tuh, von Kiet-schik, „der Himmel.“ In der Nadowassischen, der einfachsten und kürzesten, heißt die Sonne Pähtah, „Feuer; Gott, Wäkon, „Geist.“ Welche zärtlichen Gedanken und Begriffe müssen nicht in den Worten: Nuh-ho-mentem moni knan nuhn no nasch, „unsere Lieben“ verborgen liegen! Im Allgemeinen scheint mir die Konstruktion der indianischen Sprachen der Hebräischen am Nächsten zu stehen, da sie nur wenige Wurzelwörter haben; aber sie besitzen weder Beugfälle noch Deklinationen, Geschlechter oder die Stufen der Vergleichung.

Die Bibel wurde schon im Jahr 1664 durch Elliot, einen protestantischen Geistlichen, in die Sprache der sechs Nationen übersetzt, aber jene Uebersetzung, so wie auch mehrere Andere sind ein todtter Buchstabe durch das gänzliche Aussterben jener Volksstämme geworden.

Als die indianische Bevölkerung Kanada's auf drei Viertel herabgesunken war, fing man an sie zum christlichen Glauben zu bekehren: die Puritaner auf der einen und die Jesuiten auf der andern Seite. Die Letzteren hatten jedoch den Vortheil, da sie klug und erfahren, und mehrere Männer von ausgezeichnetem Talent, wie Hennepin, Charlevoix, Breberil (der von den Indianern verbrannt wurde), Lallemand, und Andere, in ihrer Mitte zählten. Die Puritaner dagegen, die der Verfolgung entronnen waren, wurden die grausamsten Verfolger. Mitterweile gingen die Indianer, da sie die Niederlassungen der Weißen täglich zunehmen sahen, in großen Haufen sowohl zu dem protestantischen als dem katholischen Glauben über. Die Sachem erklärten öffentlich, daß ihre Religion zwar eben so gut, aber nicht so vortheilhaft sei als die Christliche. Von 1660 bis 1670 wurden mehr als 5000 Indianer zu dem christlichen Glauben bekehrt, diese sind jedoch längst verschwunden und ihre Abkömmlinge uns unbekannt geblieben. Ihr Schicksal allein zwang sie zu der christlichen Religion überzugehen und es ist kein Wunder, wenn wir die auffallende Zunahme der Bekehrten jener Zeit bemerken, denn seit dem Jahre 1630 war die Sucht der Hexenprozesse auch nach Neu-England herübergekommen. Ein Gesetz wurde in Boston bekannt gemacht, demzufolge alle der Hererei verdächtigen Personen eingezogen und zum Bekenntnis

gezwungen werden sollten; wo Güte und Ermahnung nicht halfen wurde die Tortur angewandt.

Die gesunde Vernunft der Indianer war nicht wenig in Verlegenheit gesetzt durch die sich widersprechenden Grundsätze der französischen und englischen Brüder, die an dem Heile ihrer Seele arbeiteten. Die Ersteren verkündigten ihnen, daß die Jungfrau Maria eine Französin gewesen sei, und daß die Engländer den Heiland aus Haß gegen die Franzosen gekreuzigt hätten; sie könnten also kein Gott gefälligeres Werk thun, als diese Keger zu tödten. Auf der andern Seite erzählten ihnen die Puritaner, daß sie im Geiste beten müßten, und die Anhänger der bischöflichen Kirche lehrten, daß sie ihre Seligkeiten nur in dem heiligen Buche finden könnten, kurz, sie stimmten nur in einem einzigen Punkte überein, nemlich darin, daß sie die Indianer zu der Verfolgung ihrer einzigen und besten Freunde, der Quäker aufwiegelten. Endlich ließen sich diese in Pennsylvanien nieder, und Penn kaufte von den Eingeborenen den Boden, auf den er Philadelphia erbauen ließ. Dieser moralisch große Mann wurde von allen Indianern mit Liebe und Hochachtung betrachtet. Er durchreis'te oft die wildesten Gegenden, ohne irgend ein Schuzmittel, als seinen dunkelfarbigem Rock, seinen Hut mit breitem Rande, und seine Rechtlichkeit — und überall brachte er die verwildertsten Volksstämme dahin, den Tomahawk zu begraben.

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Notiz.

In der englischen Naturforscherversammlung las ein Hr. Grook ein Memoire vor „über die Einheit der Kohlennieder-schläge in England und Wales.“ Er ging von der Ansicht aus, die Kohlenfelder von England und Wales seyen nicht verschiedene Bassins, sondern diese angeblichen Bassins seyen nur Theile eines viel größern Lagers, die durch das Aufsteigen im syenitischen und Trappfels von dem Ganzen losgerissen und emporgehoben wurden. Hr. Grook war der Meinung, dies ließe sich auch auf die Kohlenlager in Belgien, dem nördlichen Frankreich und dem nordwestlichen Deutschland ausdehnen.

Charade.

Die Erste ist zum Kampf bereit,
Die Zweite oft das Spiel verleiht,
Das Ganze dient zur Sicherheit.

Auflösung des Räthfels in Nro. 206.

Die Feder.

